Über die Mühen des Aufstiegs

Aufstieg durch Bildung – diese Formel wird seit dem PISA-Schock von allen politischen Akteuren bemüht. Die soziale Herkunft hat nach wie vor einen großen Einfluss auf den Bildungserfolg. Aber warum ist das so?

Marktwirtschaftlich-liberale Gesellschaften zeichnen sich durch das Versprechen aus, dass jeder Mensch aus eigener Macht, mit Geschick, Fleiß und Talent seines Glückes Schmied werden kann. Dieses meritokratische Versprechen basiert zum einen darauf, dass die individuelle Leistung den Status und den Erfolg einer Person bestimmt; zum anderen besteht es drin, dass hierfür – nicht nur formal, sondern auch real – gleiche Chancen bestehen müssten. Dieses bisher nicht realisierte Ideal kann auch dann als Legitimation gesellschaftlicher Verhältnisse dienen, wenn es zumindest zu einer Annäherung kommt bzw. diesbezügliche Bemühungen feststellbar sind. In genau diesem Zusammenhang erscheint es problematisch, dass verschiedene (international vergleichende) Studien zeigen, dass die Diskrepanz zwischen Ideal und Realität in Deutschland besonders groß ist und Hinweise vorliegen, dass die Differenzen in den Lebenschancen tendenziell größer werden. „Jeder ist seines Glückes Schmied“ steht also in einem beharrlichen Spannungsverhältnis zu: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“.

Foto: hlz

Ein Bildungsaufstieg ist erstaunlich wenig durch kalkulierte Rationalität und überraschend stark durch emotionale Konflikte geprägt. (Aladin El-Mafaalani)

Dabei ist besonders hervorzuheben, dass der Herkunftseffekt langfristig wirksam bleibt. Über alle biographischen Etappen lassen sich soziale Selektionsprozesse nachzeichnen: auf verschiedenen Ebenen des Bildungswesens, aber darüber hinaus auch bei der Studienwahl und der Häufigkeit von Studienabbrüchen sowie beim Übergang von der Hochschule in den Arbeitsmarkt, beim Einkommen und bei den Karriereverläufen. Konkret bedeutet dies: Kinder aus unteren Schichten haben selbst dann, wenn sie ein Studium erfolgreich abschließen, geringere Karrierechancen als Vergleichsgruppen. Dies gilt für Menschen mit und ohne Migrationshintergrund in vergleichbarer Weise.

Es scheinen also gesellschaftliche Strukturen vorzuliegen, die Aufstiegsprozesse verhindern – gleichzeitig scheinen Menschen ihre Herkunft über verschiedene biographische Etappen „mit sich zu führen“. Daher ist die Analyse extremer Aufstiegsbiographien besonders erfolgversprechend. Sie ermöglicht eine neue bzw. erweiterte Perspektive auf „soziale Filter“: Es werden nicht mehr die Barrieren selbst, sondern die Bedingungen ihrer Durchlässigkeit untersucht. Bei der Rekonstruktion der biographischen Erfahrungen von Menschen in Spitzenpositionen (Richter, Pro-

fessoren, Manager, Politiker, Künstler etc.), deren Eltern der unteren Schichten zugeordnet werden können (niedriges Bildungsniveau und geringes Einkommen), lassen sich auf einem mittleren Abstraktionsgrad sehr viele Gemeinsamkeiten herausstellen.

Sozialisationskontexte begünstigen spezifische Handlungsmuster

Unter prekären Lebensverhältnissen aufzuwachsen, lässt sich abstrahiert und zugespitzt als Umgebung multipler Knappheiten charakterisieren. Die Knappheitsverhältnisse beziehen sich dabei sowohl auf materielle als auch auf immaterielle Ressourcen und Bedürfnisse. Mangel an Geld und Besitz, aber ggf. auch an sozialen Beziehungen, Fürsorge, Handlungsoptionen, Entwicklungsimpulsen und Anerkennung führen täglich zu Herausforderungen, die situativ und damit kurzfristig bewältigt werden müssen. Dabei müssen mit den wenigen Ressourcen möglichst viele Bedürfnisse befriedigt werden. Dies gelingt genau dann, wenn abgewogen wird, ob eine Handlung wirklich nutzenstiftend bzw. notwendig ist. Kurzfristigkeit und Nutzenorientierung bzw. Funktionslogik stellen typische Aspekte eines unter diesen Rahmenbedingungen überaus funktionalen Handlungsmusters dar, welches als Management von extremer Knappheit oder – mit Pierre Bourdieu gesprochen – als Habitus der Notwendigkeit bezeichnet werden kann.

Demgegenüber begünstigt das Aufwachsen in privilegierten Verhältnissen ein diametral entgegengesetztes Muster: das Management des Überflusses und damit den Habitus der Distinktion. Diese habituelle Prägung lässt sich mit den Begriffen Langzeitorientierung, Abstraktionsfähigkeit und einem Denken in Alternativen umschreiben. Es müssen keine kurzfristigen Probleme gelöst werden und damit muss auch nicht nach der Notwendigkeit gefragt werden. Vielmehr wird täglich das Entscheiden aus einer Fülle an Alternativhandlungen (insbesondere auch im Hinblick auf die persönlichen Ziele) geübt.

Diese extremen Rahmenbedingungen führen somit zu diametral entgegengesetzten habituellen Mustern, die wiederum die Handlungsweise in ganz unterschiedlichen sozialen Kontexten (natürlich auch in Bildungseinrichtungen) beeinflussen. Die Betrachtung von extremen Aufstiegskarrieren lässt eine erweiterte Perspektive auf soziale Ungleichheit und auf soziale Barrieren zu, da es sich um Menschen handelt, die im Zustand extremer Knappheit aufgewachsen sind und anschließend – innerhalb einer Biographie – über ganz unterschiedliche Prozesse privilegierte Positionen erlangten, etwa Anwälte, Richter, Professoren, Politiker, Manager und Künstler.

Aufstiegsprozess als Habitustransformation

Sozialer Aufstieg geht einher mit einer Distanzierung vom Herkunftsmilieu. Dieser Befund ist in mehrfacher Hinsicht banal und komplex zugleich. In einem komplexen Prozess transformieren sich die sozialen Rahmenbedingungen und der Habitus der Aufsteigenden. Während des Aufstiegsprozesses verändern sich also nicht nur die Statuspositionen und die Schichtzugehörigkeit der Menschen, sondern auch die Menschen selbst. Dies führt zu drei miteinander zusammenhängenden Herausforderungen, die den gesamten Aufstiegsprozess begleiten:

(1) Den Aufstiegsprozess kennzeichnet ein Arbeiten an sich selbst. Die familiale Sozialisation hat auf die sich stellenden Herausforderungen kaum vorbereiten können. Viele intuitive Regungen und routinierten Handlungsweisen müssen kontrolliert werden – in alltäglichen Lebenszusammenhängen in Institutionen und in sozialen Kreisen höherer Milieus eckt man an und erlebt regelmäßig Dissonanzen. Zudem müssen Risiken eingegangen werden, die kaum realistisch abgeschätzt werden können. Viele Entscheidungssituationen führen zu Selbstzweifeln und Diffusion.

(2) Im Laufe der Zeit – meist in der Jugendphase – wird das Gefühl der Entfremdung vom Herkunftsmilieu, aber auch von der Herkunftsfamilie immer stärker. Es fehlen die gemeinsamen Themen, Interessen und Werte. Lebenssituationen und Lebensstile passen immer weniger zusammen, wodurch Konflikte immer wahrscheinlicher werden.

(3) Die Distanzierung vom Herkunftsmilieu ist zugleich eine Zwischenposition, die sich dadurch kennzeichnet, dass man sich von etwas wegbewegt, ohne bereits anderswo angekommen zu sein. Denn auch in ihren neuen Lebenswelten gibt es wenige Menschen, die ähnliche Erfahrungen teilen. Die Aufsteigenden erleben entsprechend zum einen eine Entfernung von Menschen, die in der Kindheit und Jugend viel bedeuteten, und zum anderen die Unsicherheit, keine neue soziale Heimat zu finden.

Zur Person

Aladin El-Mafaalani, geboren 1978 im Ruhrgebiet, ist Professor für Politische Soziologie an der Fachhochschule Münster. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Bildungs-, Migrations- und Stadtforschung. In Kürze erscheint sein neues Buch „Migrationssensibilität – Zum Umgang mit Globalität vor Ort“, in dem er seine drei Forschungsschwerpunkte zusammenführt.

Das Gefühl, nicht „anzukommen“ oder nicht „angenommen zu werden“, kann sich über einen langen Zeitraum hinziehen, wodurch Rückzugs- bzw. Abbruchgedanken wahrscheinlich werden.

Kompetenzen und psychosoziale Herausforderungen

Der Habitus ist dort am funktionalsten, wo er entstanden ist. Daher ist ein Aufstieg eher unwahrscheinlich und – wenn er dennoch stattfindet – mit unterschiedlichen Problemstellungen jenseits von Leistungsfähigkeit und Fleiß verbunden.

Die Distanzierung vom Herkunftsmilieu und die damit verbundenen Entwertungen von Erfahrungen und Symbolen, die in der Kindheit von besonderer Bedeutung waren, gehen einher mit einem hohen Maß an Trennungskompetenz. Die Suche nach einer neuen sozialen Heimat erfordert in besonderem Maße Anpassungsfähigkeit und Frustrationstoleranz, da Rückschläge und Brüche in den Biographien durchaus die Regel sind.

Während des Aufstiegsprozesses muss ein Roter Faden gehalten werden, was bedeutet, dass die eigene Biographie und Identität sinnstiftend bleiben müssen. Alte und neue Erfahrungen und Lebenszusammenhänge müssen also gewinnbringend zusammengebracht werden (Synthetisierungsfähigkeit). Die Entfremdung vom Herkunftsmilieu darf nicht dauerhaft als Entfremdung von sich selbst erlebt werden.

Besonders hervorzuheben ist der Befund, dass erfolgreiche Aufstiegsbiographien ihren Startpunkt nicht in einem klassischen Aufstiegsmotiv hatten und es entsprechend auch keinen Aufstiegsplan gab. Reichtum und Ruhm waren keine intendierten Ziele. Vielmehr war ein starkes Motiv der Drang nach Veränderung und Autonomiezuwachs. Der Aufstiegsprozess strukturiert sich zudem nicht in einem Plan, sondern an Zufällen und Gelegenheiten, die genutzt werden (Präferenzlosigkeit und Flexibilität). Eine besondere Bedeutung kommt dabei unterstützenden Dritten zu, Menschen aus höheren Milieus („sozialen Paten“), die den Aufsteigenden Wege eröffneten und durch Feedback und Motivation jene Funktionen übernahmen, die herkunftsbedingt von Familie und Umfeld nicht erfüllt werden konnten. Nur sehr selten waren diese sozialen Paten Lehrkräfte oder andere pädagogische Fachkräfte.

Migrationsspezifika

Die bisher beschriebenen Zusammenhänge treffen auf Aufsteigende mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen zu. Die zentralen migrationsspezifischen Aspekte lassen sich anhand der Erwartungen der Herkunftsfamilie und des -milieus im Hinblick auf Bildungserfolg und Loyalität beschreiben. Die Erwartungen in den Herkunftsfamilien ohne Migrationshintergrund lassen sich als vergleichsweise gering beschreiben. Hingegen erwarten die Familien mit Migrationshintergrund Bildungs- und Berufserfolg und gleichzeitig in vergleichsweise hohem Maße Loyalität gegenüber der Lebensweise und den Werte der eigenen Familie bzw. der „ethnischen Community“. Das bedeutet, dass Aufsteigende mit Migrationshintergrund – aufgrund der skizzierten Distanzierung vom Herkunftsmilieu – eine der beiden Erwartungen enttäuschen werden. Durch Diskriminierungserfahrungen können die Loyalitätserwartungen attraktiver werden. Hingegen müssen Aufsteigende ohne Migrationshintergrund Erfolgserwartungen deutlich stärker selbst erzeugen. Entsprechend lässt sich festhalten: Es gibt Unterschiede, allerdings lässt sich keineswegs qualifizieren, für welche der beiden Gruppen die Herausforderungen größer sind.

Fazit

Die hier dargestellte Analyse zeigt, dass Bildungsaufstiege aus der Perspektive der Betroffenen durchaus mit sozialen Risiken und gesamtbiographischen Konsequenzen zusammenhängen. Die besondere biografische Problematik besteht darin, dass das Verhältnis zum Herkunftsmilieu und zur Herkunftsfamilie dauerhaft prekär bleibt. Jene Werte, Handlungsmuster und Lebensstile, die die Kindheit und Jugend prägten, werden im Aufstiegsprozess weitgehend entwertet. Dadurch fehlen bei der Kommunikation mit den Eltern und früheren Freunden nicht nur die gemeinsamen Interessen und Themen, sondern auch eine gewisse habituelle Übereinstimmung. Dieser Distanzierungsprozess ist substanzieller Bestandteil des Aufstiegsprozesses und kann in einigen Variationen zu einer derart scharfen Entfremdung führen, dass Nostalgie und Sehnsucht starke biografische Themen werden. Diese schmerzhaften Erfahrungen sind aber zugleich auch Motoren für Kreativität.

Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass ein Bildungsaufstieg erstaunlich wenig durch kalkulierte Rationalität und überraschend stark durch emotionale Konflikte geprägt ist. Der Prozess der Habitustransformation lässt sich als Prozess der Krisenproduktion und -bewältigung gleichermaßen begreifen. Die Ambivalenzen des Aufstiegs hängen dabei unmittelbar mit Armut (Knappheitsverhältnissen) zusammen, die sich immer deutlicher durch die räumliche Polarisierung (in segregierten Stadtteilen) ausdrückt. Daher erscheint es unrealistisch, allein in der Bildungspolitik geeignete Gegenmaßnahmen zu finden.

ALADIN EL-MAFAALANI